Zeitschrift: Freiburger Geschichtsblätter

Herausgeber: Deutscher Geschichtsforschender Verein des Kantons Freiburg

Band: 80 (2003)

Artikel: Zwischen Stadt und Land : historische und städtebauliche Aspekte der Oberen Matte / Planche supérieure in der Freiburger Altstadt

Autor: Gemmingen, Hubertus von

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-391875

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

ZWISCHEN STADT UND LAND

Historische und städtebauliche Aspekte der Oberen Matte / Planche supérieure in der Freiburger Altstadt

HUBERTUS VON GEMMINGEN

Wer von der im Zeichen städtepartnerschaftlicher Verbundenheit stehenden Place Rueil-Malmaison auf Freiburgs Unterstadt blickt, könnte sich in der falschen Gewissheit wiegen, dass diese Aussicht auf die an der Saane gelegenen Stadtviertel schon seit jeher Einheimische, Passanten und Reisende entzückt hat[1]. Dabei gibt es dieses Belvedere erst, seit das Alpenparkhaus einem Betonbunker aus dem Kalten Autokrieg gleich am Abhang über der Saane klebt. Das Plätzchen befindet sich allerdings vor dieser Scheusslichkeit des vergangenen Jahrhunderts, und wer seine Gehörgänge mit Ohropax sichert, kann den Blick auf diese typisch alteuropäische Idylle fast ungestört geniessen.

Friede den Ohren und Friede den Augen. Da erstreckt sie sich jenseits der St.-Johann-Brücke, die neue Meile der gastronomischen Genüsse, das Dreieck der Nobelbeizen, hübsch gerahmt durch historische Fassaden, breite Dächer und das in die Landschaft hinausführende Grün der Wiesen, Sträucher und Bäume. Zwar gibt es dort unten, wenn man etwas genauer hinschaut, auch verlotterte Gebäude und durch Stacheldraht gesicherte Mauern, zwar wird unser Blick durch die aufdringlich kurios markierte Präsenz des Malerfürsten vom Sonnenberg irritiert,

Abkürzungsverzeichnis: ASHF = Archives de la Société d'histoire du canton de Fribourg; FG = Freiburger Geschichtsblätter; StAF = Staatsarchiv Freiburg.

[1] Der vorliegende Aufsatz ist die leicht bearbeitete Fassung eines Vortrags, der am 25. Februar 2003 vor dem Geschichtsforschenden Verein des Kantons Freiburg gehalten wurde. Für Ratschläge, Hilfe und Unterstützung möchte ich Jean-Pierre Anderegg, Ivan Andrey, Gilles Bourgarel, Jacques und Christine Buchi-Périsset, Jean-Daniel Dessonnaz, Hubert Foerster, François Guex, Aloys Lauper, Joseph Leisibach, Claude Macherel, Hermann Schöpfer, Jean Steinauer, Kathrin Utz Tremp und Renata von Gemmingen herzlich danken.

doch überwiegt der Eindruck der Geruhsamkeit, den Sandsteinfelsen und Klosteranlagen ausstrahlen, und der Zeitlosigkeit, die wie feiner Glast über den Heim- und Werkstätten fried- und arbeitsamer Menschen zu schweben scheint: «[...] tout parle ici: l'esprit paysan et l'esprit bourgeois, la Vieille Suisse et la Vieille France, l'élégance patricienne et la spiritualité catholique.»[2]

Doch halt. Der Eindruck ist trügerisch, wenn nicht gar eine Gaukelei. Hier werden ein Wunschbild herbeigedichtet und ein Postkartenmotiv zusammengebastelt. Die Realität sieht anders aus. Überlassen wir den euphorisierenden Höhenflug den vergangenheitstrunkenen Nostalgikern, um uns Fakten und Tatsachen zuzuwenden, deren es wahrlich mehr als genug gibt, und beginnen wir ganz von vorne, beim Fluss. Im Unterschied zu meinem Aufsatz über den Liebfrauenplatz[3] ist mein Vorgehen diesmal nicht systematisch-beschreibend und an zwei Synchronschnitten durch die Geschichte des Platzes orientiert, sondern konzentriert sich auf verschiedene Schwerpunkte, die architektonische und urbanistische Besonderheiten beleuchten.

Organisches Wachstum oder geplante Entwicklung?

Am Anfang war der Fluss. In diesem Fall trug er Namen wie Sanona, Seroya, Sarona, Sarina und Saane, und er hatte sich ein tiefes, gewundenes Bett in die Sandsteinfelsen gegraben. An geeigneten Stellen, wie Corbières, Hauteville, La Roche, Illens, Arconciel, Marly und Hackenberg, bewachten Burgen Übergänge und Furten. 1138 liessen sich graue Mönche aus Cherlieu in einer Schlaufe nieder und gründeten im Verein mit Wilhelm von Glane, dem letzten seines Geschlechts, das Kloster Hauterive. Ein paar Kilometer flussabwärts begann sich knapp zwanzig Jahre später eine neue Stadt an einem Standort zu entwickeln, der güns-

[2] Gonzague de Reynold, *Les villes suisses*, Freiburg–Genf 1922, S. 12.

[3] Hubertus von Gemmingen, *«Ein Brücklin by unser Frowenkilchen»: der Liebfrauenplatz. Theaterspielorte und Theaterbauten in der Stadt Freiburg (I)*, in: FG 71 (1994), S. 139–172.

tig, wenn auch nicht ideal war. Von Altenryf her kommend, brach sich die Saane am Felsen des Bisembergs, der sie zwang, ihren Lauf um fast 135 Grad nach Nordwesten zu kehren. Obwohl die Au, die sich hier in der Folge bildete, von der Natur nicht allzu sehr verwöhnt wurde, scheint sie genügend Platz und Auskommen für das Frauenkloster der Mageren Au geboten zu haben, das hier 1255 entstand. Nach einer 90-Grad-Biegung und einer Geradeausstrecke, die der Bildung von Inseln und Anschwemmungen förderlich war, versperrte ein weiterer Felssporn, diesmal zur Linken, den Weg des Wassers, den es in einem engen 180-Grad-Bogen zu umkurven galt, bevor der Fluss, um die Wasser des Galternbaches bereichert, gegen Norden enteilte.

Auf dem schmalen Felsplateau wurden die Zähringerburg und die Kernstadt errichtet. Zu ihren Füssen gewährte eine weitere, diesmal etwas fettere Au genügend Raum für Gewerbe und Wohnstätten. Unterhalb der rechtsufrigen Anhöhe erstreckte sich ein abschüssiges, in zwei Stufen unterteiltes Gelände, das für eine städtische Erweiterung recht gut geeignet war, die zukünftige Untere und Obere Matte mit dem sie überragenden Bisemberg oder Montorge. Ihm entsprach auf der gegenüber liegenden Seite ein ebenfalls abschüssiges, im unteren Teil leicht überschwemmbares Gelände, die spätere Neustadt. Der Bereich der Matten wurde im Westen zunächst durch sich abflachende Sandfelsen geschützt, um nach der 90-Grad-Biegung im Osten in eine flache Uferzone auszulaufen, die dem lokalen Gewerbe und der Schifffahrt beste Voraussetzungen bot. In verkehrstechnischer Hinsicht besassen die Matten grosse Vorteile, zum einen dank ihres direkten Anstosses an die lebenswichtige Wasserstrasse, zum anderen als internes Verbindungsglied zwischen Aubanner und Oberstadt sowie als externes Verbindungsglied zwischen Stadt und Land. Die Saane darf man sich allerdings damals nicht als das Mitleid erregende Rinnsal vorstellen, das heute zwischen Pérollessee und Ölberg dahinrieselt; sie war ein nicht ungefährlicher Fluss, der bei Hochwasser immer wieder die tiefer gelegenen Stadtpartien unter Wasser setzte und die Brücken beschädigte, wenn nicht gar fortriss.

Über eine Sache ist man sich heute ziemlich einig: Freiburg ist eine Gründungsstadt. Seit Pierre de Zurich 1924 seine scharfsinnige Analyse hinsichtlich des Gründungsjahrs veröffentlichte, ist dieses offiziell auf 1157 festgelegt, ein Datum, das seither nicht mehr in Frage gestellt

wurde[4]. In der Tat hatte Herzog Berthold IV. von Zähringen einzig im Herbst dieses Jahrs genügend Zeit, um einen so wichtigen Akt wie die Gründung einer Stadt vorzunehmen; vorher wie nachher war er an der Seite Friedrich Barbarossas in Italien zu finden. Eine Stadt wird allerdings nicht so mir nichts dir nichts aus dem Boden gestampft. Es brauchte vor Ort einen Leiter, dem vermutlich ein Mitarbeiterteam zur Seite stand. Vermessungen waren auszuführen, die Festlegung und Zuteilung der Hofstätten vorzunehmen, die ganze Infrastruktur, so auch das Wasserversorgungssystem, zu planen und zu verwirklichen.

In den meisten stadtgeschichtlichen Abhandlungen wird dem Planungsfaktor nur wenig Aufmerksamkeit geschenkt. Das ist weitgehend verständlich, da über diesen Sachbereich kaum Textquellen oder archäologisch fundierte Erkenntnisse vorliegen und man folglich auf Vermutungen und Spekulationen angewiesen ist. Andererseits erliegen zahlreiche Historiker einem fatalen Mechanismus, der ihre Sichtweise zu verfälschen droht und oft auch verfälscht. Dabei handelt es sich um ein Phänomen, das man etwas salopp das «organische Wachstums-Syndrom» nennen könnte. Obwohl es, wie gesagt, eine Binsenwahrheit ist, dass eine Stadt, sagen wir Freiburg im Üchtland, in einem präzisen Augenblick gegründet wurde, dass also an einem bestimmten Standort nach zehn, zwanzig Jahren eine geordnete Ansammlung von Bauten vorhanden war, die vorher nicht bestanden hatte, wird dieser ganze Prozess meist so dargestellt, als ob er sich aus sich selbst heraus entwickelt hätte, als ob die Stadt organisch wüchse.

Organisches Wachstum ist im Allgemeinen mit positiven Vorzeichen besetzt, während alles, was geplant, das heisst künstlich ist, als weniger gut oder gar als negativ eingestuft wird. Wie ein Baum wächst und verzweigt sich die Stadt, all ihre Elemente fügen sich nach einem höheren Plan zusammen, der nicht einem menschlichen und deshalb mit Unzulänglichkeiten behafteten Hirn entsprungen ist. Wie ein Baum sich verdickt und Jahrringe ansetzt, so dehnt sich die Stadt aus und wird von immer weiteren Befestigungsringen umzogen. Die Stadt stellt ein lebendiges Wesen dar, sie lebt und gedeiht wie eine Pflanze und funktioniert

[4] Pierre DE ZURICH, *Les origines de Fribourg et le quartier du Bourg aux XVe et XVIe siècles*, Lausanne 1924 (= Mémoires et Documents publiés par la Société d'histoire de la Suisse romande, 2. Reihe, Bd. XII), S. 57–63.

sozusagen ganz von alleine. Alle Teilchen greifen ineinander, fördern sich gegenseitig, und ihr Zusammenwirken bringt ein stattliches, blühendes Ganzes hervor. Die hier ganz bewusst zusammengestellten Ausdrücke kommen häufig in stadthistorischen Abhandlungen vor und zeigen, wie sehr die Sprache unser entwicklungsgeschichtliches Denken beeinflusst und unsere Wertmassstäbe prägt.

Zwei Textbeispiele seien hier stellvertretend für viele andere zitiert. Das erste stammt aus der 1925 veröffentlichten Abhandlung «Die Schweizer Stadt» von Joseph Gantner und bezieht sich nicht auf Freiburg, sondern auf Bern: «Organischer ist keine Stadt gewachsen, und keine Stadt trägt in ihrem Wachstum eine so ausgesprochene künstlerische Sicherheit zur Schau.»[5] Das gleicht geradezu einer Parthenogenese, die Stadt, die sich in einer Art Selbstbildungsprozess aus sich selbst heraus entwickelt, als würden dazu keine baulichen Entscheidungen des Menschen benötigt. Das zweite Zitat entnehme ich dem 1966 mit Fotografien von Benedikt Rast veröffentlichten Band «Malerisches Freiburg» von Marcel Strub, dessen Text Hans Grossrieder ins Deutsche übertrug. «Ein gelungenes Werk ist nicht selten das Ergebnis einer langen Reihe unvorherbedachter, aber in vollendeter Weise ausgeführter Akte; dabei denken ihre Urheber nicht daran, ein Ganzes zu schaffen. Und doch ist aus dieser Folge gewissenhafter Zufälle ein durchdachtes Ganzes mit einem äusserst feinen, echten Einklang entstanden.»[6] Hier wird zwar der Faktor Mensch wieder in die urbane Entstehungsgeschichte eingeführt, doch agieren die aufeinander folgenden Generationen gleichsam unbewusst, geleitet von einer höheren Macht, die die Zufälligkeiten der Historie zu harmonischer Ganzheit rundet.

In den 220 Jahren zwischen 1030 und 1350 wurden im Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation fast 3000 Städte gegründet, das ergibt durchschnittlich zwölf pro Jahr, eine pro Monat. Eine gewaltige kollektive Anstrengung, die zu einer ebenso gewaltigen sozialen Umwälzung führte. Häufig bilden diese Städte heute, falls sie nicht wieder vom Erdboden verschwunden sind, die so genannten Wachstumskerne der Agglomerationen, die im Schweizer Mittelland langsam zu einem

[5] Joseph Gantner, *Die Schweizer Stadt*, München 1925, S. 81.
[6] Marcel Strub, *Malerisches Freiburg*, übersetzt von Hans Grossrieder, Freiburg 1966, S. 12–13.

riesigen Ganzen zusammenwachsen und damit die um das Jahr 1000 begonnene Entwicklung zu Ende führen, ein Prozess, den wohl kein Kulturhistoriker als organisches Wachstum bezeichnen dürfte.

Die historische Stadt besteht, so ist in einem lesenswerten Werk über die «Entdeckung der mittelalterlichen Stadtplanung»[7] zu lesen, aus vier strukturprägenden Elementen: Der erste Bestandteil ist die sichernde Schale, das heisst die Befestigung, die Stadtmauern, die eine klare Grenze zwischen Innen und Aussen, Stadt und Land ziehen. Die Stadttore sind Durchlässe, durch die das äussere Wegesystem mit dem inneren Erschliessungssystem verbunden wird. Zweites Element ist das innere Aufteilungsmuster, also zum einen das Strassennetz, zum anderen die Hofstätten. Drittes Element sind Sonderbauten, die einen markanten Akzent setzen, vor allem die Kirchen, die sich in den Zähringerstädten meist in seitlicher Position befinden, und viertes Element die öffentlichen Räume, das heisst insbesondere der Marktplatz oder die Marktstrasse. Zum inneren Aufteilungsmuster gehört von Anfang an die Wasserversorgung, zum einen die Trinkwasserversorgung mit Laufbrunnen, die an ganz bestimmten, sorgfältig geplanten Standorten errichtet werden, und für deren Zu- und Abläufe ein komplexes Kanalsystem eingerichtet werden muss, zum anderen die Brauch- und Gewerbewasserversorgung. Hinzu kommt die periodische Schwemmreinigung der Gassen und Ehgräben, in denen Fäkalien und Abfall aller Art entsorgt werden. In Freiburg geschah dies wie in anderen Zähringerstädten überwiegend im hinteren Bereich der Hofstätten, was vor allem dort, wo die Hinterhöfe zweier Parallelstrassen aneinander stiessen, eine sparsame Entwässerung ermöglichte.

Bei einer Stadtgründung kommen folglich so viele Dinge zusammen, dass es naiv wäre, weiterhin zu meinen, das eine hätte sich gemäss einer immanenten urbanen Entwicklungslogik aus dem anderen ergeben. Vor diesem Hintergrund müsste auch die Frage neu gestellt werden, ob Freiburg bereits von Anfang an drei Saanebrücken besass oder ob diese im Zuge seiner Entwicklung eine nach der anderen hinzu kamen. Wer auch immer die Stadt im Norden betrat, sah sich nach einer ersten Fluss-

[7] Klaus Humpert / Martin Schenk, *Entdeckung der mittelalterlichen Stadtplanung. Das Ende vom Mythos der «Gewachsenen Stadt»*, Stuttgart 2001, S. 52–55.

überquerung mit einem mühseligen Aufstieg in die Oberstadt konfrontiert. Der Stalden als direkte Verbindung war bis ins 16. Jahrhundert noch steiler als heute[8], doch auch die Alte Brunnengasse, die seit dem 14. Jahrhundert besteht, hatte es in sich. Der Martiniplan von 1606 zeigt uns ein mit zwei Pferden bespanntes Fuhrwerk, das sich nach oben quält, während der Fuhrmann seine Peitsche knallen lässt.

Als die Stadtbehörden dem Johanniterorden, der seit 1224 im Aubanner ansässig gewesen war und sich nach der Niederlassung der Augustiner-Eremiten im gleichen Viertel offenbar allzu beengt fühlte, einen neuen Standort auf der Oberen Matte anboten und die Ritter 1259 in kurzer Zeit die neue Komturei errichteten[9], muss dieser Bereich bereits erschlossen und wie auch immer – Fähren, erste Holzbrücken – mit der übrigen Stadt verbunden gewesen sein. Von drei Brücken ist zum ersten Mal in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts die Rede, für die Zeit davor sind wir auf Vermutungen angewiesen.

Bestand Freiburg anfänglich nur aus dem Burgbanner, so kamen um die Mitte des 13. Jahrhunderts das Au- und das Spitalbanner hinzu. Damit war die Stadt in drei Quartiere unterteilt. Eigentlich ist dies ein Widerspruch in sich, denn Quartier heisst Viertel, doch die Zähringerstadt war in jener Zeit nicht geviertelt, sondern gedrittelt. Während das Burgbanner auf das leicht abschüssige, 300 m lange und 100 bis 150 m breite Felsplateau über dem Saanesteilufer beschränkt und deshalb nur durch urbane Verdichtung entwicklungsfähig war, breitete sich das Aubanner schon früh über den Fluss hinweg aus, sicher nach Norden, wo sich vor allem Schmiede und Bäcker niederliessen, das heisst Handwerksbetriebe, die mit dem Feuer zu tun hatten. Doch höchst wahrscheinlich fand auch eine Ausdehnung nach Süden statt, denn im ersten Freiburger Bürgerbuch werden Einwohner, die ihr Bürgerrecht auf ein

[8] Vgl. Gilles Bourgarel, *Fribourg – Freiburg, Le Bourg de fondation sous la loupe des archéologues*, Freiburg 1998 (= Freiburger Archäologie, 13), S. 126–130.

[9] Vgl. Johann Karl Seitz, *Die Johanniter-Priester-Komturei Freiburg i. Ue.*, in: FG 17 (1910), S. 1–136; Johann Karl Seitz, *Regesten der Johanniter-Komturei Freiburg i. Ue.*, in: FG 18 (1911), S. 1–114; Apollinaire Dellion, *Dictionnaire historique et statistique des paroisses catholiques du canton de Fribourg*, 12 Bde., Freiburg 1884–1902, Bd. 6, S. 486–499; Marcel Strub, *Les monuments d'art et d'histoire du canton de Fribourg. La ville de Fribourg*, Bd. 2, Basel 1956, S. 203–245; Gilles Bourgarel, *Fribourg FR, Commanderie de Saint-Jean*, in: Annuaire de la Société suisse de préhistoire et d'archéologie 85 (2002), S. 345.

Haus an der Unteren Matte begründen, unter dem Banner der Au eingetragen. Am dynamischsten war allerdings die Westerweiterung der Stadt. So kletterte das Spitalbanner nicht nur die heutige Lausanne- und Alpengasse hinauf, sondern breitete sich auch nach unten aus, um in Flussnähe die Neustadt zu bilden, ein sprechender Name, der dem Quartier bis heute geblieben ist.

Offiziell wurde die Neustadt zwar erst 1406 zu einem eigenständigen Banner, doch werden Häuser in der «nova villa» bereits seit 1271 erwähnt. Es liegt auf der Hand, dass man auch hier den Fluss überschritt, um sich im Umkreis der Johanniterkomturei anzusiedeln, so dass dieses Areal, eben die Obere Matte, dem Neustadtbanner zugeschlagen wurde. Auf den Matten trafen also zwei Stadterweiterungs-Bewegungen zusammen, die eine von der Au, die andere von der Neustadt her. Auf Grund ihrer isolierten Lage – sie waren stadtintern einzig mittels zwei Flussübergängen erreichbar – besassen die Matten eine gewisse Eigenständigkeit, die nicht nur durch die Präsenz des Ritterordens verstärkt wurde, sondern auch durch den Umstand, dass das zur Rechten der Saane gelegene Gebiet in kirchlicher Hinsicht nicht zur Stadtpfarrei St. Nikolaus, sondern zur Pfarrei Tafers gehörte, deren Kollaturrechte wiederum beim Komtur der Johanniter lagen.

Rekapitulieren wir nochmals die vier strukturprägenden Elemente der historischen Stadt, diesmal ganz konkret auf die Obere Matte bezogen. An erster Stelle ist die sichernde Schale zu nennen, das heisst das Verteidigungssystem. Im Fall der Oberen Matte besteht es aus zwei nicht zusammengehörigen Elementen. Oberhalb des 1255 gegründeten Klosters Magere Au, das zwar ausserhalb der Stadt liegt, sich aber dennoch finanziell am Mauerbau beteiligte[10], besteht die Befestigung aus einer 4 bis 8 m hohen Mauer, die rund 50 cm stark ist, und einem bescheidenen Tor, dem heutigen Magerau- oder Sonnenbergtörli, das heute trotz seiner Pechnasen eher malerisch als defensiv wirkt.

Das zweite, erheblich stärkere Stück Stadtmauer, das ebenfalls aus der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts datieren dürfte, riegelt den Stadtzugang zwischen den Saanesteilufern hermetisch ab. Es war ursprünglich mit zwei Türmen bewehrt. Im Süden erhob sich der Pulverturm,

[10] Marcel Strub, *Les monuments d'art et d'histoire du canton de Fribourg. La ville de Fribourg*, Bd. 1, Basel 1964, S. 132.

der 1767, von einem Blitz getroffen, mit einer gewaltigen Explosion in die Luft flog. Im Norden liegt der heute gewöhnlich als Bürglen- oder Loretotor bezeichnete Torturm, der in den alten Quellen nicht nach der Destination, sondern nach seinem Standort Bisembergtor genannt wird. Auf Stadtseite an den Torturm angebaut ist die Torwache, deren heutiger Bau aus dem Anfang des 18. Jahrhunderts datiert. Auf dem Martiniplan sitzt der Torwächter, die auf den Boden gestellte Hellebarde in der Rechten, auf einer Bank neben dem Tor und scheint etwas misstrauisch in Richtung des verdächtigen Zeichners Martini zu blicken.

Das Bisembergtor schützt mit Bern-, Murten-, Weiher- und Romonttor einen der fünf Haupteingänge der Stadt. Von hier aus gelangte man einerseits nach Bürglen mit seinem kurz vor 1252 gegründeten Siechenhaus, andererseits ins Senseoberland und nach Marly/Mertenlach, das heisst in die so genannte Alte Landschaft und weiter ins Greyerzerland. Da der Loretoweg heute hauptsächlich von Touristen und Spaziergängern benutzt wird oder als gefürchtete Schlussetappe für Radrennen dient, fällt es schwer, ihn als eine der einst wichtigen Freiburger Verkehrsachsen zu erkennen, die auf der Oberen Matte entweder in Richtung Mittlere Brücke und Au oder in Richtung Neustadtquartier und Oberstadt führte.

Damit sind bereits einige Bestandteile des zweiten strukturprägenden Elements, des inneren Aufteilungsmusters, genannt. Die Häuser der Oberen wie der Unteren Matte folgen im Wesentlichen dem zähringischen Hofstättensystem. Sie stehen folglich mehr oder weniger weit vorne auf schmalen, lang gezogenen Grundstücken, in deren hinterem, meist als Gemüsegarten genutztem Bereich zudem der Ehgraben verläuft.

Drittes strukturprägendes Element sind die Sonderbauten. Hier verfügt die Obere Matte seit ihren Anfängen mit der Johanniterkomturei über einen halb sakralen, halb profanen Bau, der ihre Geschichte nachhaltig geprägt hat. Viertes Element ist schliesslich ein zentraler öffentlicher Raum, in unserem Fall der weite Platz, auf dem im 15. Jahrhundert Schützenfeste stattfanden, bevor er als Viehmarkt genutzt wurde[11]. Auf

[11] Vgl. Albert Büchi, *Freiburgisches Schützenwesen in der zweiten Hälfte des XV. Jahrhunderts*, in: FG 27 (1923), S. 158–171; Franz Kuenlin, *Historisch-geographisch-statistisches Gemälde der Schweiz. Neuntes Heft: Der Kanton Freiburg*, St. Gallen–Bern 1834, S. 65.

dem Martiniplan wird der Platz als Ross- und Kuhmarkt bezeichnet, und von 1817 bis in die 1930er Jahre hinein bildete das mehrmals im Jahr mit Rindvieh und Menschen gefüllte Dreieck einen der zentralen Punkte des städtischen Marktlebens und eine wichtige Schnittstelle zwischen Stadt und Land. Es verwundert nicht, dass die französischen Truppen hier 1798 einen der vier Freiheitsbäume aufstellten, die vom Anbruch einer neuen Zeit kündeten.

Plathea, planche und Matte

Der nächste Punkt, dem ich mich zuwenden möchte, betrifft die Namen, die das von der Saane umspülte abschüssige Dreieck zwischen den beiden Auen – der Mageren Au und dem Aubanner – erhalten hat. Überliefert sind drei verschiedene Bezeichnungen: lateinisch plathea, französisch planche, deutsch Matte. Lassen wir den lateinischen Ausdruck erst einmal beiseite. Das französische Wort planche leitet sich von lateinisch planca ab, das verschiedene Bedeutungen hat: Zum Ersten bezeichnet es ein Brett (man denke an den verwandten deutschen Ausdruck Planke für ein Bootsbrett), zum Zweiten ein langes, schmales Beet, zum Dritten ein ebenfalls längliches, bewirtschaftetes, meist eingefriedetes Stück Land. In diesem letzteren Sinn ist es wohl in unserem Fall zu verstehen[12].

Die alemannische Bezeichnung Matte – in anderen Sprachregionen zieht man den Ausdruck Wiese vor – präzisiert im Übrigen die landwirtschaftliche Funktion. Matte oder Wiese sind Grasflächen, die mehrmals im Jahr gemäht werden, im Unterschied zur Weide, deren Gras vom Vieh direkt abgeweidet wird. Matte ist denn auch wortgeschichtlich mit mähen und Mahd verwandt. Als Flurname ist die Matte weit verbreitet, als Quartiername findet man sie auch im benachbarten Bern, wo das Mattenquartier nicht nur die früheste Gewerbesiedlung der

[12] Verwandt ist ebenfalls griechisch phalanx mit der Bedeutung rundes Stück Holz, Balken. Vgl. Paul Aebischer, *Les noms de lieux du canton de Fribourg (partie française)*, Freiburg 1976 (= ASHF, 22), S. 176.

Stadt am Aareufer darstellt und darin dem Freiburger Au- und Schmiedequartier gleicht, sondern mit dem Mattenenglisch auch eine besondere Sprache hervorgebracht hat. Auf jeden Fall bezeichnen Matte wie planche einen ländlich geprägten Ort. Martini belebt denn auch diesen Teil der Stadt mit weidenden Kühen und Pferden, zeigt uns aber auch zahlreiche Gemüse- und Obstgärten sowie unzählige kleine Speicher, in denen Nahrungsvorräte gelagert wurden.

Ganz anders ist es mit dem lateinischen Wort plathea, das in den Freiburger Quellen erstmals 1269 auftaucht. Das lateinische Substantiv platea in der Bedeutung Strasse, Hof leitet sich vom griechischen Adjektiv plateia ab, das breit bedeutet. Man findet es in den meisten europäischen Sprachen wieder, als piazza im Italienischen, place im Französischen und Platz im Deutschen. Dieser Ausdruck ist also eindeutig städtisch geprägt. Im ersten Bürgerbuch, das Einträge von 1341 bis 1416 aufweist, taucht vor allem das lateinische plathea auf. Dabei ist zu beachten, dass die Pluralform nicht die Matte bezeichnet, sondern den Stadtteil Plätze / les Places, der das Areal vor dem Freiburger Jaquemart oder Zeitglockenturm bis zum Romonttor umfasst. In diesem Zusammenhang ist es nicht uninteressant, dass die ehemals vor den Toren der Stadt gelegenen Grand'Places auf Deutsch Schützenmatte heissen.

Als der Chorherr Heinrich Fuchs im 17. Jahrhundert seine Stadtchronik in lateinischer Sprache abfasste, benutzte er im Gegensatz zu dem von den Stadtschreibern gepflegten Brauch, doch gemäss der humanistischen Tradition den Ausdruck platea zur Bezeichnung von Strassen und das Wort pratum, also frz. pré oder deutsch Matte/Wiese als Name des Stadtteils, der uns hier interessiert. Fuchs beschreibt die Matte mit folgenden Worten: «[...] ab illo ponte [pons medius] est superius et inferius pratum, in quibus existunt multa aedificia, ab his pratis ducit ad novam civitatem pons Sancti Joannis.»[13] Der Herausgeber der Chronik, Héliodore Raemy de Bertigny, gibt dazu folgenden Kommentar: «Planities, pratum dans la Chronique, platea (sic) dans des actes de 1269; Matte en allemand est un pré en culture; une planche est encore dans ce canton un champ converti en pré.»[14] Obere und Untere Matte

[13] Héliodore Raemy de Bertigny, *Friburgum Helvetiorum Nuithoniae. Chronique fribourgeoise du dix-septième siècle*, Freiburg 1852, S. 103–105.
[14] Raemy de Bertigny (wie Anm. 13), S. 103.

gehören im Übrigen zu den Freiburger Strassen- und Platznamen, die seit einigen Jahren eine zweisprachige Beschriftung tragen, ein Beweis, dass beide Bezeichnungen nicht nur historisch belegt, sondern auch heute noch lebendig sind.

Der Vollständigkeit halber ist hier nachzutragen, dass der schmale, abschüssige Kamm zwischen Stadttor und Oberer Matte in französischen Dokumenten meist als Bisemberg und in lateinischen Quellen überwiegend als Montorge erwähnt wird. In neuerer Zeit wird zudem der unterste Teil als Sonnenberg bezeichnet, während der Bereich um das Elektrizitätswerk den Namen Ölberg führt. Im 15. Jahrhundert standen auf dem Bisemberg eine ganze Reihe von Wohnhäusern, die eine geschlossene Baugruppe bildeten und nach einem Brand im Jahr 1561 nicht wieder aufgebaut wurden[15].

Die Obere Matte als Dreieckplatz

Die Obere Matte ist ein Dreieckplatz; sie gilt sogar als grösster Dreieckplatz der Schweiz. Diese eher banale Feststellung stimmt allerdings nur annähernd. Zum einen schwingt die linke Seite vom St.-Jost-Weg an in einem leicht konvexen Bogen von der Ideallinie ab, um sich im Karrweg zu verlieren, zum zweiten hat der Platz eine Art Ausbauchung zur Saane hin, da die Johanniterkomturei und die dieser gegenüber liegende Häuserzeile ebenfalls zur Oberen Matte gezählt werden, und zum dritten krümmt sich die obere Spitze einer Pudelmütze gleich zum Sonnenberg hin. Wir haben es also mit einem krummlinigen und schiefwinkligen Dreieck zu tun, mit einer Art hässlichem Entlein unter den Dreiecken, wie allein schon die Ausdrücke schief und krumm verdeutlichen.

Versuchen wir, unsere anfängliche Feststellung zu präzisieren: Die Obere Matte ist ein leicht asymmetrischer Platz, dem man ein gleichschenkliges Dreieck einschreiben könnte. Das macht sie jedoch noch nicht zu einem einzigartigen Phänomen. Dreieckplätze gibt es in vielen

[15] Franz Kuenlin, *Dictionnaire statistique, historique et géographique du canton de Fribourg*, 2 Bde., Freiburg 1832, Bd. 1, S. 364.

Städten und in Freiburg gleich mehrfach. Die Obere Matte wurde früher gelegentlich auch Gross-St.-Johann-Platz genannt, ein Name, der eine Verbindung schafft zum Klein-St.-Johann-Platz im Auquartier. Tatsächlich ist den beiden Platzanlagen nicht nur der Bezug zum Täufer und zu den Johannitern, sondern auch die Form gemeinsam. Der Platz in der Au hat gleichfalls eine leicht ansteigende, gut überschaubare dreieckige Form, die ihn trotz seiner heutigen konzeptionslosen Möblierung zu einem der malerischsten Orte der Unterstadt macht. Allerdings ist sein gegenwärtiges Erscheinungsbild mit dem Baum in der Mitte und dem Annenbrunnen an der oberen Spitze noch gar nicht so alt. In der oberen Platzmitte stand bis 1832 die Johanneskapelle, und der Brunnen befand sich ursprünglich unterhalb des Heiligtums direkt am Durchgang zwischen den beiden Brücken[16].

Von dreieckiger Form sind des Weiteren der untere Bereich des Kurzwegs und das heute nicht mehr als Platz wahrnehmbare Areal vor dem ersten Freiburger Rathaus im Burgquartier. Ein fast perfekt gezeichnetes spitzwinkliges Dreieck bildet des Weiteren der Platz vor dem 1931 im Stil der Neuen Sachlichkeit errichteten Neiglen-Schulhaus. Und wenn man sich den Grundriss der in den 1950er Jahren erbauten Kirche Christ-König vergegenwärtigt, stellt man fest, dass Vorplatz und Gotteshaus zusammen ein gleichschenkliges Dreieck bilden, dessen obere Spitze auf den Hauptaltar weist. Alle sechs Freiburger Dreieckplätze haben ein auffälliges Merkmal gemein. Dort wo das von der Spitze fallende Lot auf die Grundlinie trifft, befindet sich ein Platz bestimmendes Bauelement. Im Fall von Christ-König ist es der – allerdings nie ausgeführte – Campanile, bei den vier spätmittelalterlichen Plätzen sind es Brunnen. Abschliessend sei hier noch auf das freiburgische Bermudadreieck hingewiesen, das in näherer Zukunft unter dem neuen Stadttheater verschwinden könnte, es sei denn, es verschlucke auch dieses, um seinem Namen alle Ehre zu erweisen.

Was hat es mit diesen spätmittelalterlichen Dreieckplätzen auf sich, die, wie gesagt, auch in vielen anderen europäischen Städten bestehen? Am berühmtesten dürfte, um nur ein Beispiel zu nennen, der bereits 958 bezeugte Dreieckmarkt in Trier sein[17]. Ihre Anlage lässt meist auf ein

[16] Vgl. Strub (wie Anm. 10), S. 236–238.

[17] Vgl. dazu Hans Planitz, *Die deutsche Stadt im Mittelalter. Von der Römerzeit bis zu den Zunftkämpfen*, Graz–Köln 1954, S. 94–95.

planmässiges Konzept schliessen, das die topographischen Bedingungen geschickt einbezieht und ausnützt. Dabei gibt es zwei Grundsituationen: Entweder gabelt sich eine Strasse vor einer breit gelagerten Gebäude-fassade oder Häusergruppe in zwei Gassen, oder sie stösst mehr oder weniger rechtwinklig auf eine andere Strasse und fächert sich an der Kreuzung nach links und rechts auf. In beiden Fällen wird ein anders kaum sinnvoll bebaubares Restareal zu einem städtischen Aussenraum gestaltet. Im Fall des Burgquartierplatzes und des Klein-St.-Johann-Platzes haben wir es mit der ersten Situation zu tun, während der untere Bereich des Kurzwegs der zweiten Situation entspricht.

Mit dem Dreieck der Oberen Matte hat es dagegen eine eigene Bewandtnis. Hier fand zu Beginn des 18. Jahrhunderts ein zunächst kaum erkennbarer Wechsel von der zweiten zur ersten Situation statt, der erst 200 Jahre später durch die heute noch anzutreffende Strassenführung seine eindeutige Ausprägung erhielt. Bis zum Bau des Kornhauses markierte der Weg zwischen Mittlerer und St.-Johann-Brücke, den die Kutschen, Wagen und Karren benutzten und den wir deshalb heute noch als Karrweg bezeichnen, den unteren Platzbereich. Die Platzfläche öffnete sich nach unten und wies saaneseitig auf die Johanniterkomturei mit ihrer Brücke und hangseitig in Richtung Mittlere Brücke und Auquartier. Die am Fluss gelegene Häuserzeile der Unteren Matte erhielt erst in den 1910er Jahren, als man den Friedhof von St. Johann verkleinerte und den rechten Winkel der Friedhofsmauer abrundete, eine direkte Verbindungs- und Durchgangsstrasse; ein Trampelpfad oder Gehweg dürfte hier allerdings bereits bestanden haben, zumindest seit die Komturei als Zuchthaus das unweit gelegene Zentralgefängnis ergänzte.

Vom Kornhaus zur Kaserne

Man darf also pfleglich behaupten, dass der Bau des Kornhauses entscheidend dazu beitrug, den urbanen Charakter der Oberen Matte zu verstärken. Zuvor verlor sich hier der Blick in ein der ursprünglichen Wortbedeutung von Matte entsprechendes Grasland und wurde erst

von den mächtigen Dächern der beiden tiefer gelegenen Werkhöfe gestoppt. Das 1708 errichtete Kornhaus ist das letzte Werk des Steinmetzen Sinesius Mathis. Der aus Bremgarten eingewanderte Meister hatte 1683 das Bürgerrecht von Freiburg erworben und war 1705 zum offiziellen Steinmetz der Stadt ernannt worden[18]. Wenn Marcel Strub 1956 das Gebäude als typischen Bau der deutschen Renaissance bezeichnete, erlag er ein Stück weit einer Finte, die der Kantonsarchitekt Johann Jakob Weibel 1838–1840 ersonnen hatte[19]. Der mächtige Stufengiebel ist kein authentisch spätgotisches Element, sondern ein Zitat des 19. Jahrhunderts. Er geht auf einen Umbau zurück, bei dem nicht nur das kokette Glockentürmchen und die Uhr hinzukamen, sondern auch zwei inzwischen wieder abgerissene turmartige Anbauten auf der Nordseite.

Der sechsgeschossige Bau ist aus mehreren Gründen bemerkenswert. Abgesehen von seiner gewaltigen Masse, die nur deshalb nicht erdrückend wirkt, weil das Gebäude von den übrigen Häusern der Matte isoliert ist, fällt seine Lage auf. Mit seiner Hauptfassade, die ein mächtiges, 1708 von Carl Froehlicher geschaffenes Freiburger Doppelwappen mit zwei Löwen als Schildhaltern trägt, ist das Kornhaus auf den Johannesbrunnen ausgerichtet. Zur Bauzeit schaute die Brunnenfigur noch nicht wie heute Richtung oberer Platzabschluss, sondern der Blick des Täufers verlängerte die auf den Platz gezogene Längsmittelachse des Kornhauses. Durch die Drehung der Figur wurde dieser Bezug zwar nicht ganz zerstört, doch erheblich abgeschwächt. Wenn man umgekehrt den Blick von der unteren Platzhälfte aus auf das Gebäude richtet, ist dessen Länge nicht zu sehen; der Bau imponiert allein durch seine Breite und Höhe. Seit der neuen Strassenführung teilt diese Fassade den in Richtung Auquartier fliessenden Verkehr in zwei Ströme, die heute logischerweise im Einbahnverkehr funktionieren.

Mit seiner Querstellung nimmt das Kornhaus die geostete Ausrichtung der St.-Johann-Kirche auf. Von der Brücke her sind die beiden Gebäude, die zum einen die religiöse und sakrale, zum anderen die bürgerliche und profane Macht symbolisieren, hinter- und übereinander

[18] Pierre de Zurich, *La Maison bourgeoise en Suisse*, Bd. 20, *Le Canton de Fribourg*, Zürich–Leipzig 1928, S. L.

[19] Strub (wie Anm. 9), S. 359–365; Hermann Schöpfer, *Johann Jakob Weibel*, in: Isabelle Rucki / Dorothee Huber (Hg.), *Architektenlexikon der Schweiz, 19./20. Jahrhundert*, Basel–Boston–Berlin 1998, S. 562.

gestaffelt. Dabei wagt sich die Fassade der Kirche seit dem Abriss der alten Komtureimauer ziemlich vorwitzig auf den öffentlichen Grund vor. Das Schiff von St. Johann wurde zweimal verlängert, zum einen in den Jahren 1885–1887 nach Plänen von Adolphe Fraisse, zum anderen im Jahre 1951, als wollte sich das Gotteshaus den Passanten immer mehr in den Weg stellen und sie mit sanftem Zwang ins Kircheninnere leiten.

Von der oberen Platzspitze aus gesehen, versperrt das Kornhaus zunächst die Aussicht, bevor es sich für jene, die den Platz hinunter schreiten, immer besser in seine Umgebung integriert. An anderer Stelle habe ich es mit Gulliver verglichen, den die Liliputaner im Schlaf überrumpelt und mit zahlreichen Stricken auf der Erde festgebunden haben, nicht weil der Bau den Eindruck erweckt, er könne sanft schwankend wie ein Heissluftballon davon fliegen, sondern weil seine Proportionen eigentlich zu gewaltig sind für das Mattenquartier[20]. Die beiden Werkhöfe, denen die Bescheidenheit auch nicht gerade mit Mokkalöffeln eingeflösst wurde, das Zentralgefängnis, das Elektrizitätswerk oder abgerissene Bauten, wie das Gaswerk und der stattliche Bauhof, sind oder waren ebenfalls von wuchtiger Gestalt und überdies nur locker ins urbane Gefüge integriert.

Man könnte meinen, die Behörden hätten nie so recht gewusst, was sie mit dem Mattenquartier und seinen Landreserven anfangen sollten. Einige der in diese Rumpelkammer verfrachteten Gebäude habe ich gerade genannt. Erwähnen könnte man aber auch bescheidenere Einrichtungen, die meist schon längst wieder verschwunden sind: einen Kalkofen, eine Ziegelei, eine Giesserei. Im 19. Jahrhundert dienten die beiden Werkhöfe zeitweise als Kartonagefabrik[21], bevor sich der Fortschritt durch die gewerbliche und frühindustrielle Nutzung, die einem Teil der Unterstadtbewohner ein bescheidenes Einkommen gesichert hatte, durch den oberstädtischen Expansionsdrang Richtung Pérollesebene in Rückständigkeit verwandelte. Es verwundert also nicht weiter, dass sich Kanton und Gemeinde Freiburg schwer tun, eine neue Nutzung für den grossen Werkhof und die Komturei zu finden.

[20] Jean Steinauer / Hubertus von Gemmingen / Claude Macherel, *Le Sauvage. Histoire et légende d'une auberge à Fribourg*, Freiburg 2002, S. 100–101.

[21] Sylvie Fasel, *Die Freiburger Cartonnage-Industrie von den Anfängen bis 1995*, Freiburg 1995, S. 27–30.

Was den Kornspeicher betrifft, so verlor er seine ursprüngliche Funktion bereits 1793, als das neue Kornhaus, die Grenette, auf dem Liebfrauenplatz fertig gestellt war. Seither diente der Bau auf der Oberen Matte als Kaserne, und mehr als 160 Jahre lang war die «caserne de la Planche» die wenn nicht schönste, so doch nachhaltigste Erinnerung, die zahllose Schweizer Rekruten von ihrem Aufenthalt in Freiburg mit nach Hause nahmen, um davon ihr Leben lang zu zehren, wie es so schön heisst.

Die Platzrandbebauung

Doch kommen wir zum Platz zurück. Je weiter man nach oben steigt, desto ländlicher wird der Bereich, oder umgekehrt: Je tiefer man zur Saane hinunter steigt, desto städtischer wird das Viertel. Wir befinden uns hier, wie erwähnt, bereits innerhalb der Mauern, doch in einer Zwischenzone, in der sich Stadt und Land durchdringen, wobei die eigentliche Grenze, will man denn eine ziehen, im Laufe der Zeit mal weiter oben und mal weiter unten lag.

Ein grundlegender Unterschied ist zwischen der hangseitigen und der flussseitigen Randbebauung des Platzes festzustellen. Auf Seite der Saane haben wir es mit lückenlos aneinander stossenden Häusern zu tun, die eine Seite einer städtischen Gasse bilden könnten, der die gegenüber liegende Seite fehlt. Einzig dort, wo die Häuserzeile gegenüber St. Johann rechtwinklig auf die längs dem Saanesteilufer errichtete Zeile stösst, besteht ein schmaler Durchgang, der auf dem Martiniplan von 1606 mit einem Bretterverschlag geschlossen ist. An ihn schliessen sich auf dem von 1582 datierenden Sickingerplan 18 und bei Martini 16 Häuser an. Der Katasterplan von 1878 verzeichnet noch 14 Bauten. Ein solcher Gebäudeschwund ist in der ganzen Altstadt festzustellen: Im Laufe der Jahre wurden immer wieder mehrere schmale Häuser in einen einzigen breiteren Bau integriert.

Die Häuser sind, wie in der ganzen mittelalterlichen Stadt, traufständig, das heisst der First des Satteldaches folgt der Ausrichtung der Häuserzeile. Es gibt zwei Ausnahmen, erstens das direkt an der kleinen

Stiege im obersten Bereich liegende Haus, das heute die Nr. 36 trägt. Es wurde um ein Geschoss erhöht und mit einem ortsunüblichen Strassengiebel versehen. Die zweite Ausnahme betrifft die eine besondere Dachlösung erfordernde untere Platzecke mit den Häusern Nr. 12, dem Wilden Mann, und Nr. 14. Im Gegensatz zum Zustand von 1606 – laut Martini besass das Eckhaus einen platzseitigen Dreieckgiebel, der teilweise mit Riegelwerk ausgefacht war – zeigt der Wilde Mann heute zum Platz hin ein abgewalmtes Dach, über das der Giebel der anderen Haushälfte mit einem weiteren Geschoss emporragt; der Fachmann spricht in diesem Fall von einem Fusswalmdach. Das Dach des an den schmalen Durchgang anschliessenden Hauses Nr. 14 ist zum Wilden Mann hin ebenfalls als Fusswalm ausgeformt, der auf Platzseite durch einen Krüppelwalm ergänzt wird. Bedingt durch seine Stellung als letzter Bau einer von der Brücke her stetig ansteigenden Häuserzeile, ist das Doppelhaus des Wilden Manns ein Stockwerk tiefer als die übrigen Gebäude, und auf Grund des überdimensionierten Fusswalms scheint es in sich zusammengesunken zu sein, ein Eindruck, der noch dadurch erhöht wird, dass sich die schmale Fassade des Hauses Nr. 14 mit ihren vier Geschossen hoch nach oben reckt. So strahlt das Eckhaus Behäbigkeit aus und lässt mehr an einen Landgasthof als an ein städtisches Wirtshaus denken.

Wenden wir uns nun der gegenüber liegenden Randbebauung des Platzes zu. Hier sind deutlich zwei Sektionen zu unterscheiden. Ihre Trennlinie wird vom St.-Jost-Weg gebildet, der bereits zu Martinis Zeiten bestand. Die Mittelrinne des gepflasterten Wegs ist – nicht etwa schnurgerade, sondern mit leichten Schlängelbewegungen – bis in die Mitte der Oberen Matte weitergezogen. Wer von der Brücke her die kürzeste Verbindung nach der Loretokapelle sucht, wird unweigerlich auf die Lücke in der Häuserzeile aufmerksam. Wer dagegen den St.-Jost-Weg hinabschreitet, wird feststellen, dass die Zentralachse des Wegs über den Vorbau von St. Johann, das Gehölz des Saanehangs und die hohen Fassaden der Reichengasse hinweg präzise auf den Turm von St. Nikolaus ausgerichtet ist, eine Perspektive, die direkt in den Himmel zu führen scheint.

Die Häusergruppe oberhalb des St.-Jost-Wegs hat nie eine einheitliche, durchgehende Zeile gebildet. Sickinger wie Martini situieren hier zahlreiche Gärten, und noch um 1910 bestanden bedeutende, teilweise

mit einer kleinen Grünanlage gefüllte Lücken. Heute wird die Platzfront durch den massiven Neubau der 1970er Jahre beeinträchtigt, in dem sich das Wirtshaus zum Schwert befindet. Zwei eingeschossige, hangarähnliche Bauten sind provisorische Lückenfüller und werfen die Frage auf, was aus solchen und ähnlichen heruntergekommenen Bauten werden soll, wenn einmal eine Renovierung/Restaurierung ins Haus steht, wie es so schön heisst, wobei man hoffen darf, dass Kaputtsanierungen wie in den 1970er Jahren dereinst, vielleicht sogar heute schon nicht mehr möglich sind.

Die unterhalb des St.-Jost-Wegs liegende Häuserzeile dürfte am frühesten als durchgehende Reihe bestanden haben. Bei Martini lassen sich vierzehn Häuser zählen, wobei die hinteren Hausfassaden, die er uns zeigt, einen älteren Zustand dokumentieren, während auf der Platzseite bereits einige schmale Bauten zu einem einzigen breiteren Gebäude zusammengefasst sein können. Heute sind es, wenn man von den neueren Bauten am Karrweg abstrahiert, noch neun Gebäude, darunter das Wirtshaus zum Schild, das im Lauf der Jahrhunderte immer weiter nach unten abgedriftet zu sein scheint. Martini situiert es ungefähr in der Mitte der Gruppe. Aufnahmen aus dem Beginn des 20. Jahrhunderts belegen, dass es sich damals nicht im heutigen Gebäude, sondern links daneben befand.

Die Wirtshäuser der Oberen Matte

Man könnte die Wirtshäuser ganz allgemein in zwei Gruppen einteilen, auf der einen Seite die standorttreuen, auf der anderen die wanderlustigen. Beide kommen auf der Oberen Matte vor. Der Wilde Mann ist, wie sein Name nahe legt, ein unsteter Gesell, allerdings ein moderater. Von 1546 datiert seine erste Erwähnung «in der Nuwenstatt», wo das Zunfthaus der Weissgerber, der Gerber zum Wilden Mann, neben dem Pertuistor lag. Der Sprung auf die Obere Matte ist zwar dokumentarisch nicht belegt, muss jedoch zu Beginn des 19. Jahrhunderts stattgefunden haben, nachdem die Helvetische Republik den Zünften den Garaus gemacht hatte.

Zum Fähnlein der Getreuen gehört der Schlüssel (la Clef), der bereits 1448 mit der Ortsangabe vor St. Johann am Ufer der Saane erwähnt wird, und zu dessen Wirten Hensli Fries gehörte, Sohn des Tuchbereiters und Färbers Heini Fries und Bruder des Chronisten Hans Fries[22]. Hensli hatte sein Bürgerrecht 1466[23] erworben, und zwar auf sein Haus «ante ecclesiam sancti Johannis Iherosalemitani, que fuit Johannis Helmans». Der Vorbesitzer, der hier genannt wird, ist uns dank der intensiven Forschungsarbeit von Kathrin Utz Tremp über die Freiburger Waldenser bekannt. In den Quellen erscheint er als Johannes Tschenis dictus Helman, der 1447 sein Bürgerrecht auf die Wirtschaft zum Schlüssel begründete. Der Übername Helman dürfte auf seinen Grossvater zurückzuführen sein, Henman Tschenis, ein Tuchweber aus Masmünster, heute Masevaux, im Elsass, der 1399 zum ersten Mal in den freiburgischen Quellen auftaucht. 1404 erwarb er das Bürgerrecht auf das Haus von Hensli Stadler an der Oberen Matte, verlegte es zwölf Jahre später auf sein eigenes Haus und wurde erst jetzt, als er zu wirten begann, Linweber und nicht mehr Tschenis genannt[24].

Das bereits erwähnte Wirtshaus zum Schild war 1605 zum ersten Mal aktenkundig geworden. Das etwas höher gelegene Wirtshaus zum Schwert oder Epée scheint dagegen ein Parvenü des 20. Jahrhunderts zu sein. In der Volkszählung von 1811 gibt es dieses «cabaret», wie die Gasthäuser damals genannt wurden, noch nicht, dafür jedoch direkt neben dem Schlüssel das Cabaret de l'Agneau, das bereits 1783 in den Textquellen als auf der Oberen Matte gelegen erwähnt wird. Als krönender Abschluss dieser Aufzählung sei das «Wurtshaus zur Kronnen» genannt, das im 17. Jahrhundert an der Oberen Matte bestand[25].

[22] Verena Villiger / Alfred A. Schmid (Hg.), *Hans Fries. Ein Maler an der Zeitenwende*, Zürich 2001, S. 259, Stammbaum der Familie Fries (Kathrin Utz Tremp).

[23] StAF, Bürgerbuch 2, fol. 83r.

[24] Kathrin Utz Tremp, *Waldenser, Wiedergänger, Hexen und Rebellen. Biographien zu den Waldenserprozessen von Freiburg im Üchtland (1399 und 1430)*, Freiburg 1999, S. 557–561.

[25] StAF, Bücherbuch 2, fol. 154v.

Mattenbewohner des 15. Jahrhunderts

In der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts umfasste Freiburg zwischen 5200 und 5800 Einwohner[26], von denen etwas mehr als 20% in der Neustadt lebten. Dank der Eintragungen des 1416 abgeschlossenen ersten Bürgerbuches[27] lassen sich die Besitzer von jeweils drei nebeneinander liegenden Häusern benennen und ihre Häuser zu Gruppen zusammenfügen. Wer das Freiburger Bürgerrecht erlangen wollte, musste als Pfand ein Haus angeben, sein eigenes oder das eines anderen. Die Stadtschreiber, die alle Neubürger in ein Buch eintrugen, kennzeichneten die Häuser jeweils durch die Besitzer der daneben gelegenen Bauten. Wenn man diese verschiedenen Eintragungen wie ein Puzzle zusammenfügt, erhält man mehrteilige Häuserreihen, von denen man auf Grund der ebenfalls notierten Ortsangabe weiss, wo ungefähr sie sich befanden. In seinen «Sozialtopographischen Auswertungen zum ersten Bürgerbuch» wandte Urs Portmann dieses Verfahren 1986 zum ersten Mal an, vor allem auf das Aubanner[28]. Auf ähnliche Weise wertete ich an anderer Stelle die Eintragungen zur Oberen Matte aus[29]. Hier sei lediglich eine besondere Häuserzeile vorgestellt, deren Zustand um 1400 zudem mit jenem verglichen wird, der sich aus der Volkszählung von 1811 ergibt.

Den Anfang macht eine Landparzelle, die neben der Brücke vor St. Johann direkt an der Saane liegt. Auf diese noch unbebaute Hofstatt erwarb der Gerber Johannes Anderli 1394 sein Bürgerrecht. Sein Nachbar auf Landseite war der Zimmermann Johannes Bluomen, der im gleichen Jahr Freiburger Bürger wurde und sein Haus später an den Bäcker Willinus Erny oder Herny verkaufte. Dieser wird 1409 und 1416 genannt, gemeinsam mit seinem Nachbarn Uldricus dou Jordil oder Bongarten, auf den ich noch zurückkomme. Im Jahr 1399 hatte Jordil

[26] Ferdinand Buomberger, *Bevölkerungs- und Vermögensstatistik in der Stadt und Landschaft Freiburg (im Uechtland) um die Mitte des 15. Jahrhunderts*, in: FG 12 (1905), S. 1–258, hier S. 27.

[27] Bernard de Vevey / Yves Bonfils (Hg.), *Le premier livre des bourgeois de Fribourg (1341–1416)*, Freiburg 1941 (= ASHF, 16).

[28] Urs Portmann, *Bürgerschaft im mittelalterlichen Freiburg. Sozial-topographische Auswertungen zum ersten Bürgerbuch, 1341–1416*, Freiburg 1986.

[29] Steinauer / von Gemmingen / Macherel (wie Anm. 20), S. 58–62.

Cuontzinus Raetich zum Nachbarn, dem 1409 der Schmied Petermann Raetich, möglicherweise der Sohn, nachfolgte. Neben Raetich wohnten der Gerber Petrus Bulsinger, dann Henslinus Brouler, dessen Beruf wir nicht kennen, und der Schmied Petrus Cuentzo. Dies ergibt eine Gruppe mit sechs Häusern und einem unbebauten Grundstück an der Saane, das Ganze gegenüber von St. Johann. Damit ist kaum ein Zweifel mehr möglich: Es handelt sich um die Zeile zwischen Schlüssel und Wildem Mann, die heute sieben Häuser umfasst, wenn man berücksichtigt, dass der Wilde Mann aus zwei verschiedenen Gebäuden besteht. Wie die Einträge im Bürgerbuch ganz allgemein erkennen lassen, lebten auf der Oberen Matte, wie in der ganzen Neustadt, vor allem Gerber und Tuchmacher, das heisst Vertreter jener Berufszweige, auf deren Tätigkeit einst der Wohlstand Freiburgs beruhte.

Uldricus dou Jordil, auch dou Jordy oder dou Gerdy geschrieben, war ein wohlhabender Händler aus Praroman, der in den zweiten Waldenserprozess verwickelt wurde. Kathrin Utz Tremp hat ihm in ihren Waldenser-Biographien sechs Seiten gewidmet[30]. Als Vertreter des Neustadtquartiers war er Mitglied des Rats der Zweihundert, verwahrte fünf Jahre lang (1417–1422) die Schlüssel des Bisembergtors und stand von 1423 bis 1430 dem Siechenhaus in Bürglen vor. 1429 verkaufte er sein Steinhaus, das dritte Gebäude vom Fluss her gesehen, das heute die Nr. 6 trägt.

Laut der Volkszählung von 1811[31] lebten im Cabaret du Clef vier Menschen; Hausbesitzer und Wirt war der 30-jährige Antoine Hochstettler. Im anschliessenden Cabaret de l'Agneau war der Wirt und Bäcker Philippe Hochstettler zu Hause; 7 weitere Personen, darunter zwei Kinder, kamen hinzu. Es folgt die heutige Nr. 6, damals bewohnt vom Töpfer Jean Kuny aus Überstorf, seiner Frau Marie, seinen beiden Kindern, zwei Angestellten und einer alten Frau. Nr. 8 war das Haus Bürgisser, bewohnt vom 78-jährigen Kesselschmied Pierre Burgisser und drei seiner Kinder. In der heutigen Nr. 10, dem Haus der Freiburger Fotografen Hans Mülhauser Vater und Sohn, roch es 1811 nach Hopfen und Malz. Hier wie in der gegenüber liegenden Komturei brauten die Brüder Joseph und Ignaz Buchs aus Jaun ihr Bier. Zehn

[30] Utz Tremp (wie Anm. 23), S. 180–186.
[31] StAF, Population de la ville de Fribourg, 1811, I DI.IIa, 1.

Erwachsene und acht Kinder umfasste der Haushalt. Im ersten Hausteil des heutigen Wilden Manns lebte der 35-jährige Steinhauer Joseph Kaeser mit seiner sieben Jahre jüngeren Frau Marie, geborene Corpataux und der fünfjährigen Marguerite; hinzu kamen weitere fünf Personen[32]. Das abschliessende Haus der Reihe ist das Cabaret du Sauvage, bewohnt vom 28-jährigen Wirt Jacques Duding und seiner 23-jährigen Frau Madeleine geborene Aeby. Dies ist der früheste bekannte Beleg, dass das Wirtshausschild zum Wilden Mann nach der Aufhebung der Zünfte 1798 aus der Neustadt auf die Obere Matte verlegt worden war.

Der Täuferbrunnen

In Freiburg gab es 1878, als eine diesbezügliche Bestandsaufnahme gemacht wurde, insgesamt 29 öffentliche Brunnen. Erstaunlicherweise wurden sie bisher noch nie als Ganzes, als umfassendes System oder Netzwerk, und kaum einmal in ihrem Kontext untersucht. Dafür beschäftigt man sich um so lieber mit den Paradestücken, mit den elf Figurenbrunnen aus dem 16. und dem beginnenden 17. Jahrhundert. Doch auch für diese weisen Forschung und Interpretation erstaunliche Lücken auf. Weiterhin fehlen eine standortbezogene Analyse der Einzelbrunnen, eine umfassende Funktionsanalyse der Figurenbrunnen im urbanen Umfeld und zudem, was vielleicht noch mehr verblüfft, eine Strukturanalyse der Bestandteile, aus denen sich diese Brunnen zusammensetzen. Im Folgenden können lediglich anhand des Täuferbrunnens einige Hinweise gegeben werden.

Johannes der Täufer, der Heilige, der vom Alten zum Neuen Testament überleitet, der letzte Prophet und Vorläufer, Prodromos Christi, der moralische Ankläger, den eine junge Frau namens Salome

[32] Zu den Brüdern Buchs vgl. Hubert Foerster, *Bier in Freiburg? Zur mühsamen Einführung eines Getränks (17. bis Anfang 19. Jahrhundert)*, in: FG 78 (2001), S. 55, 62 und 100. Zu Joseph Kaeser vgl. Hubertus von Gemmingen, *Freiburgs enges Bretterhaus: Aufstieg und Fall des «alten Theaters». Theaterspielorte und Theaterbauten in der Stadt Freiburg (III)*, in: FG 78 (2001), S. 200–204; Pius Käser, *600 Jahre Bauernerbe. Familiengeschichten aus Fendringen, Uttewil und Litzistorf*, Bösingen 1995, S. 48–50.

zu Fall brachte: in der christlichen Ikonografie trägt er meist einen halbhoch geschürzten Mantel, das Pallium, und darunter, als Asket, ein Fell, ursprünglich ein Kamel-, später meist ein Hammelfell. Haupt- und Barthaar der hageren Gestalt sind gewöhnlich ungepflegt. Die Füsse sind durch kein Schuhwerk geschützt. Sein Hauptattribut ist das Lamm, das Agnus Dei, das seit dem Hochmittelalter auf einem Buch liegt. Johannes trägt die beiden auf dem linken Arm und zeigt mit der rechten Hand auf sie. Mit diesem Zeigegestus legt er Zeugnis ab für das Lamm Gottes und für die Erfüllung des Alten Testaments. Der Kreuzstab, der ihm meist ebenfalls beigegeben ist, spielt auf die Passionsprophetie an. Johannes der Täufer war der Schutzheilige der Johanniter, die auf der Oberen Matte das Sagen hatten. Kein Wunder, dass der Brunnen vor St. Johann mit dieser 168 cm hohen Figur geschmückt ist. Im Übrigen war es den Neustadtbewohnern trotz des Schutzes des Täufers verwehrt, ihre Kinder in der eigenen Pfarrkirche taufen zu lassen; dieses Privileg hatten sich die Geistlichen von St. Nikolaus vorbehalten, denen der Prodromos von Anfang an kategorisch den Rücken zukehrte.

Wer um 1630 die Stadt durch das Berntor betrat, um im Plätzequartier ein paar Geschäfte zu erledigen, bekam auf seinem Weg in die Oberstadt, ob er nun den steilen Stalden wählte oder den Umweg über Matten und Neustadt nahm, jeweils sieben der insgesamt elf Figurenbrunnen zu Gesicht, mehr als die Hälfte also. Man darf davon ausgehen, dass dies kein gottgewollter Zufall ist, sondern auf einer von Menschen geplanten Strategie beruht. Gleich wie in anderen Städten – Bern, Solothurn, Neuenburg oder Lausanne, um nur diese zu nennen –, deuteten diese Brunnen an, dass es den Stadtbewohnern gelungen war, die Kräfte der Natur zu zähmen und das frische Wasser auf unsichtbare Weise vom Land zwischen ihre Häuser zu lenken und dort sprudeln zu lassen. Zudem waren die Brunnen stolzer Ausdruck des Selbstbewusstseins der Institutionen, Organisationen und Privatpersonen, die ihre Errichtung finanzierten und Sinnbild für den Gemeinsinn der Bewohner, die sich um ihren Unterhalt bemühten. Davon abgesehen, hatten sie natürlich auch, wie ihre unscheinbaren Kusinen, die schlichten Brunnentröge, ihre praktischen Funktionen, was Trinkwasserversorgung und Wäsche betraf, und dies bis weit ins 20. Jahrhundert hinein.

Von der Wasserversorgung her waren die Matten und der Bisemberg ein autonomer Stadtteil. Es gab zwei öffentliche Laufbrunnen an beiden

Enden der Oberen Matte, die immer noch bestehen. Hinzu kam ein heute verschwundener Weiher ausserhalb der Stadtmauern unweit des südlichen Bisembergturms. Das Wasser stammte aus einer Quelle im Gebiet der Schürra. Der Johanniterkomtur Peter von Englisberg, der sich in vielerlei Hinsicht als Wohltäter der Matten erwies – ihm verdanken es die Bewohner auch, dass sie von der Pfarrei Tafers, zu der sie gehörten, unabhängig werden konnten, um eine eigene Pfarrei zu gründen – schloss am 7. August 1536 einen Vertrag mit der Nachbarschaft auf der Oberen Matte, der gestattet wurde, das Wasser vom Teich zum Brunnen bei St. Johann zu leiten, von wo aus es in den Hof der Komturei weiter geführt wurde[33]. Der Kuriosität halber sei hier angefügt, dass dieser Überlauf 1832 ein weiteres Mal umgeleitet wurde, und zwar zur Spülung der Latrinen in dem zur Kaserne umfunktionierten Kornspeicher[34]. Erwähnt wird der Brunnen bei St. Johann bereits in den Seckelmeisterrechnungen von 1405 und 1412. Im Jahr 1547 wurde also ein bereits bestehender Brunnen durch ein neues Prachtstück ersetzt[35].

Die Prunkbrunnen der Renaissance setzen sich aus mehreren Elementen zusammen. Es sind dies von unten nach oben: das Becken oder der Trog, in unserem Fall eine achteckige Konstruktion, in deren Mitte sich der Brunnenstock erhebt. Er besteht aus einem Sockel, einer Säule, deren Schaft mehrteilig sein kann, einem Kapitell und einer Statue. Die Wasserröhren sind kunstvoll in Bronze gegossen. Es ist klar, dass all diese Teile unterschiedliche Abnutzungen erfahren und deshalb von Zeit zu Zeit repariert oder ersetzt werden müssen.

An der Fertigstellung eines solchen Brunnens waren folglich mehrere Berufsstände und Handwerker beteiligt. Für das Becken, im vorliegenden Fall aus Stein von La Molière, war der Brunnenmacher Peter Payer zuständig, Säule und Statue wurden 1547 von Hans Gieng aus Neuenburger Stein gehauen, die Modelle für die Bronzen lieferte sein Sohn, der Tischler Frantz Gieng, den Bronzeguss nahm der «Haffen-

[33] Seitz, *Regesten* (wie Anm. 9), Nr. 219, S. 59.

[34] StAF, Coll. Schneuwly XXIV, 32, Brief des Archivisten Schneuwly vom 27. Juni 1874 an das Bauamt.

[35] Marcel Strub, *Deux maîtres de la sculpture suisse du XVIe siècle: Hans Geiler et Hans Gieng*, Freiburg 1962 (= ASHF, 19), S. 181–182; Strub (wie Anm. 10), S. 220–222; Ivan Andrey, *Les fontaines Renaissance de Hans Gieng*, in: Kunst + Architektur in der Schweiz 48 (1997), Nr. 2, S. 56–59.

giesser» Jacob Burdi vor, und die farbliche Fassung des Ganzen lag in den Händen des Malers Hans Schäuffelein des Jüngeren.

Vergessen wir nicht, dass die Freiburger Brunnenfiguren einst genauso bunt waren wie die Berner es immer noch sind. 1898 liess der Freiburger Gemeinderat die Möglichkeit einer neuen Bemalung prüfen, nahm dann aber eilig von seinem tollkühnen Vorhaben Abstand. Ivan Andrey, der die ganze Angelegenheit 1997 wieder ans Licht brachte, stellte fest: «En refusant cette polychromie, le Conseil communal conservait 'intacte' sa ville pittoresque et un peu ruineuse»[36]. Dass der Verfall bei einigen in «Fribourg artistique» abgebildeten Objekten das Malerische ebenfalls bereits zerstört hatte, zeigt auch die Abbildung des Johannesbrunnens in der ersten Ausgabe der Prestigezeitschrift von 1890[37]. Das Becken ist in derart erbärmlichem Zustand, dass es zwar nochmals instandgesetzt, doch 1913 endgültig durch ein neues aus Solothurner Kalkstein ersetzt wurde. Erneuert wurde damals auch der Brunnenstock. Die Bronzeelemente waren bereits 1760 durch Kopien ersetzt worden. Die Johannesfigur schliesslich wanderte 1975 ins Museum; seither nimmt eine Aralditkopie ihren Platz ein. Wie man sieht, ist der ganze Brunnen ein buntes Gemisch aus Alt und Neu, wobei das Neue überwiegt. Original ist immerhin der Standort, was für die Freiburger Brunnen keineswegs die Norm ist, und original sind der obere Teil des Säulenschafts und das Kapitell.

Was den Standort betrifft, befindet sich der Brunnen nie präzise in einer Symmetrieachse, sondern ist stets leicht versetzt im Verhältnis zu möglichen Bezugspunkten. So ist die durch die Wasserrinne markierte Mittelachse des Platzes, von oben her gesehen, auf den linken Rand des Brunnenbeckens ausgerichtet, während die auf dem Platz mit Pflastersteinen markierte Mittelachse des St.-Jost-Wegs oberhalb des Brunnens zur Kirche führt. Solche Abweichungen und Verschiebungen erhöhen die Dynamik der Platzanlage und machen diese fürs Auge interessant.

Die Säule gehört der ionischen Ordnung an. Ihre Kanneluren sind durch Stege voneinander getrennt. Unterhalb des Astragals, der Schaft und Kapitell voneinander trennt, wird der Schaft durch einen Fries

[36] Ivan Andrey, *Quand les Amis des Beaux-Arts voulaient repeindre les fontaines de Fribourg*, in: Freiburger Kulturgüter, Nr. 8, 1997, S. 51–60.

[37] *Fribourg artistique à travers les âges* 1 (1890), Tf. VII.

abgeschlossen. Mit Fischschwänzen ausgestattete mythische Meereswesen, je ein Sirenen- und ein Tritonenpaar, halten zwei Schilde mit dem Freiburger Wappen. Gleiche oder ähnliche Gestalten schmücken auch andere Freiburger Brunnensäulen. An den Brunnen der hl. Anna und der Samariterin halten sie beispielsweise Gerbermesser in die Höhe und weisen damit wahrscheinlich auf einen gewichtigen Geldspender hin. Im vorliegenden Fall war es die Obrigkeit, die den Bildhauer Hans Gieng für seine Arbeit bezahlte.

Das kunstvoll ausgearbeitete Kapitell folgt keiner der drei klassischen Ordnungen, sondern ist ein so genanntes Kompositkapitell, das Blatt-, Voluten- und figürliche Motive verbindet. Die Deckplatte (Abakus), auf der die Statue steht, ist konkav geschwungen. In der Mitte der eingezogenen Seiten sitzt gewöhnlich die Abakusblume. In unserem Fall sind es zwei Granatäpfel und zwei grimassierende Köpfchen. Sie sind Bestandteil des Formenrepertoires der Renaissance, aus dem die Künstler nach Belieben auswählen konnten. Die vorspringenden Ecken werden nicht, wie üblich, von Akanthusvoluten gestützt, sondern von vier weiteren Köpfen, deren Haar sich zopfartig nach beiden Seiten teilt und, von einem um den Säulenschaft laufenden perlstabverzierten Reif gehalten, in einer nach oben gerollten Volute ausläuft. Es sind zwei männliche und zwei weibliche Köpfe, die alle im besten Alter zu stehen scheinen. Diese Mixtur aus Pflanzenmotiven, Architekturelementen, menschlichen Häuptern und mythischen Wesen ist typisch für die Ornamentformen der Groteske, die in der Renaissance höchst beliebt waren und in die römische Antike zurückführen. Andere Brunnenkapitelle jener Zeit weisen ähnliche Kombinationen auf.

Laut Marcel Strub[38], der diese Interpretation in die Welt gesetzt hat, ist das Kapitell des Täuferbrunnens mit den Köpfen von Herodes, Herodias, Salome und Johannes geschmückt, eine Aussage, deren Evidenz so selbstverständlich erscheint, dass sie seither in Kunstführern wie kunsthistorischen Abhandlungen immer wieder auftaucht[39]. Offenbar hat sich bis heute niemand die Frage gestellt, warum Johannes der Täufer von den Köpfen der vier Hauptpersonen der Geschichte von sei-

[38] Strub (wie Anm. 10), S. 222.
[39] Zum Beispiel Hermann Schöpfer, *Kunstführer Stadt Freiburg*, Freiburg 1979, S. 78; Andrey (wie Anm. 35).

ner Enthauptung getragen werden soll. Würde diese Deutung stimmen, träte hier der enthauptete Vorläufer gleich zweimal in Erscheinung, zum einen als pars pro toto, als seines Rumpfes entledigter Kopf[40], zum anderen als Vollfigur und in dieser Form als Schutzpatron der ortsansässigen Weber, Schneider und Gerber. Darüber hinaus wären aber auch die drei Personen, die ihm, abgesehen vom Henker, den Tod brachten, in ausgleichender Gerechtigkeit ihrerseits geköpft und zusätzlich dazu verdammt worden, den Heiligen für alle Zeiten in den Freiburger Himmel emporzuheben. Fürwahr eine kühne Perspektive, die dennoch – oder vielleicht gerade deshalb – aus der Luft gegriffen sein dürfte, da die vier Köpfe, wie soeben dargestellt, nicht einer religiös-exegetischen, sondern einer profan-antikisierenden Tradition verpflichtet sind und die Brunnenfigur und das sie tragende Kapitell in keinem zwingenden inhaltlichen Zusammenhang zueinander und deshalb allen möglichen Deutungen offen stehen.

[40] Wie Hans Gieng das abgeschlagene Haupt des Täufers tatsächlich gestaltet hat, zeigt seine um 1545 geschaffene Johannesschüssel; Caroline Schuster Cordone, *Johannesschüssel*, Museum für Kunst und Geschichte Freiburg, Blätter des MAHF 2003-2.